

Familienwohl und Gemeinwohl - die notwendige Symbiose **Masse ist Macht: Die Familie ist ein entscheidender Faktor der Wirtschaftspolitik** **und die primäre Stätte für die Bildung von Humankapital** **- Jürgen Liminski**

Die alten Griechen, zum Beispiel Aristoteles in der Politeia, unterschieden deutlich zwischen der Wissenschaft vom Haushalten, der Ökonomie (oikos, das Haus), es ging um die Hausgemeinschaft auf der einen, und der Suche nach den Dingen (chremata), dem organisierten Anhäufen von Reichtum auf der anderen Seite. Zum einen also die Personen, zum anderen die Dinge. Es ist klar, daß das Anhäufen von Reichtümern dem Kapitalismus entspricht, die Ökonomie dagegen der sozialen Marktwirtschaft. Der große neoliberale Ökonom und Nobelpreisträger Friedrich August von Hayek hat das einmal in den Satz verdichtet: "Die zwei wichtigsten Institute einer freien Gesellschaft sind erstens das private Eigentum und zweitens die Familie." Wie es scheint, sind diese Zusammenhänge verloren gegangen. Die Politik sucht nur noch nach Reichtümern, sprich Steuergeldern und das Problem ist, daß sie auch die Macht dazu hat. Familie ist für sie ein Kostenfaktor und Kostengänger. Nur sonntags oder kurz vor Wahlen, da kümmert man sich intensiver um die Familie, weil sie ja auch Stimmen hat."

Aber die Familie muß jetzt leben. Junge Leute wollen und müssen jetzt planen. Das Warten am Zaun zum Paradies ist kein Lebenskonzept. Schrittweise würde man sich dem großen Ziel nähern, behaupten die Berliner Olympiker und sie übersehen, daß die Familie ein Motor des Konsums und damit der Produktion ist. Ihre Mißachtung oder Ausbeutung und die Aufwertung angeblich kaufkräftiger Singles hat zunächst die Folge, daß weniger Kinder geboren werden. Es gibt den Zusammenhang zwischen Geld und Fertilität. Neunzig Prozent der Paare, die Kinder wollten und dennoch keine oder nur eins bekommen, geben als Grund die Kosten an (Lampert). Das ist verständlich. Niemand wird gern freiwillig arm.

Das demographische Defizit aber, das aus dieser Ausbeutung folgt, und das unweigerlich die Veralterung der Gesellschaft nach sich zieht, hat unmittelbare Folgen für die Wirtschaft. Zum Beispiel beim Wohnungsbau. In großen Städten bestehen die Haushalte zur Hälfte bereits aus Einzelpersonen. In Berlin, Frankfurt, Hamburg, Düsseldorf, München bestimmen Singles, Dinks (Double income no kids - doppeltes Einkommen, keine Kinder) und Oldies die Wohnstruktur und den Markt. Und mit dem Markt auch das öffentliche Leben und Lebensgefühl, wenigstens in den Medien. Es ist geradezu symptomatisch, wie sehr der Anteil von Börsennachrichten in den Medien gestiegen ist. Untrügliche Zeichen der neuen Zeit sind auch: Tiefkühlprodukte boomen durch alle Konjunkturzyklen hinweg, Babyartikel werden zu Ladenhütern oder bestenfalls zu Exportartikeln. Es erscheinen auch die ersten Artikel, die Zusammenhänge herstellen zwischen Alterung und Wachstum, zwischen Börse und Geburten. In einem war zu lesen: "Wegen der demographischen Entwicklung kann das Wirtschaftswachstum in Europa langfristig um bis zu 1,5 Prozent jährlich gedrückt werden. Ohne ökonomisches Wachstum fällt es Unternehmen aber schwer, ihre Umsätze und Gewinne zu erhöhen. Das sind schlechte Nachrichten für Anleger, die auf steigende Dividende und Aktienkurse hoffen. Aber auch Anleihebesitzer könnten eine unangenehme Überraschung erleben. Falls die Staaten ihre Verschuldung erhöhen müssen, um die Sozialsysteme zu retten, könnte dies mit hochschnellenden Renditen einhergehen. Steigende Rendite indes bringen einen Verfall der Bondnotierungen mit sich."

All das sind Spekulationen, begründete und plausible Spekulationen. Man könnte sie fortsetzen. Professor Horst Siebert, bis vor kurzem Direktor des Kieler Weltwirtschaftsinstituts und einer der fünf Weisen, hat mehrfach darauf hingewiesen, daß

mit der Alterung der Konsum sinkt, die Innovationskraft nachlässt und die Kosten der Sozialsysteme steigen. Wir befinden uns bereits auf einer schiefen Ebene. Aber der Neigungswinkel ist noch so sanft, daß man den Zusammenhang zwischen dem Wohl der Familie und dem Gemeinwohl, oder der Gesamtwirtschaft verdrängen kann, ohne sich lächerlich zu machen. In etwa sieben, acht Jahren wird das anders sein. Dann sinken die Geburtenzahlen in Deutschland deutlich, wie uns das Statistische Bundesamt erst neulich sagte - die Demographen wissen das freilich schon seit Jahrzehnten und haben es der Politik auch immer gesagt, ohne Erfolg. In Frankreich ist bereits ein Buch erschienen mit dem Titel "Le Choc de 2006" von Michel Godet, der diesen Zusammenhang thematisiert.

Dagegen hilft nur die Familie. Diese Institution ist grundlegend, auch für die Wirtschaft. Ich möchte das anhand einer etwas längeren Anekdote illustrieren, die ich aus unserem Buch entnehme: Es geschah an einem der goldenen Tage im Spätherbst. Wetter und Wald waren wunderschön, aber die Heimfahrt war wieder mal schrecklich. Vanessa ärgerte Tobias, Thibaut stichelte David, Thomas tyrannisierte Arnaud. Nur Nathanael, den alle Momo rufen, hielt sich ruhig. Er war müde und schlief. Ermahnungen an die tobende Bande auf den Hintersitzen nutzten nichts. Wiederholungen folgten in verschiedenster Lautstärke. Keine Reaktion, jedenfalls nicht die erhoffte. Der Innendruck im Auto stieg. Da passierte es. Der Kragen platzte. "Heute abend kriegt keiner was zu fressen", tönte es vom Fahrersitz. Totenstille. Zuhause deckte Momo den Tisch. Sechs Gedecke zuviel befand der Vater. Momo räumte wieder ab. Da reute es den Vater, daß der Kragen nicht ein paar Nummern weiter gewesen war. Aber nun hieß es, konsequent bleiben, sonst war wieder für längere Zeit landunter. Die Mutter schwieg, den Blick nachdenklich gesenkt. Der leere Tisch schien länger als sonst. Am nächsten Tag war Schule und ruhig schläft es sich nicht mit knurrendem Magen. Vor allem Thibaut sollte etwas essen, er ist so mager und bekommt leicht Kreislaufprobleme ohne Vitamine und so. So dachte auch der Vater und schon wurde Momo losgeschickt, um den Bruder zu holen. Der lauschte bereits an der Tür, hinter ihm die anderen. Mit einer Botschaft kehrte Momo zurück: "Bibo sagt, alle oder keiner". Der Vater vergaß für einen Moment das Kauen. Das kam unerwartet. Sekunden später war der Tisch wie immer zu klein.

Alle oder keiner. Thibaut wurde nun ein offenes Lob ausgesprochen. Er habe Sinn für die Gemeinschaft bewiesen. "Ein Kommunionkind", meinte David, der sich - mit vollen Backen - daran erinnerte, daß comunio Gemeinschaft heißt. Jetzt lief der pater familias zu großer Form auf. Solidarisches Verhalten habe mit Gemeinschaft, mit Teilen und mit Liebe zu tun. Das lerne man eben zuerst in der Familie, der kleinen Gemeinschaft zuhause. Praktiziert werde es auch in den größeren Solidargemeinschaften des Volkes, bei den Umlageverfahren, den Steuern, den Renten, den Krankenkassen. "Wenn der Bibo den Braten allein gegessen hätte, hätte er nachher Zimmerkeile gekriegt", meinte völlig ohne Sozial-Pathos Tobias. Und seine Version hatte sicher auch etwas mit Solidarität, mit der Wirklichkeit von Geben und Nehmen, mit Angebot und Nachfrage, mit sozialer Marktwirtschaft zu hause zu tun.

So ist normal erlebte Solidarität. Sie wird in der Familie zuerst gelehrt, gelernt und gelebt. Und zwar auf eine osmotische Weise, sozusagen über die Haut eingesogen im täglichen Mit-und Nebeneinander, in tausend Kleinigkeiten des Umgangs in der Familie, so daß sie nachher wie selbstverständlich zur Persönlichkeitsstruktur der Kinder gehört - oder auch nicht. Je stärker der familiäre Zusammenhalt - eine Chiffre der Soziologen für Liebe - umso intensiver geht das Bewußtsein für Solidarität und Miteinander in Fleisch und Blut über. Das ist eine jener berühmten Voraussetzungen, die der Staat nicht geschaffen hat, von denen er aber lebt, wie Böckenförde sagt und man kann das sicher auch auf die soziale Marktwirtschaft übertragen.

Wenn er den Braten allein gegessen hätte, hätte er Zimmerkeile gekriegt. Eine negative Form der Solidarität oder der Gerechtigkeit. Wer kriegt heute Zimmerkeile? Oder mit

anderen Worten: Zahlen die, die Kinder haben, letztlich drauf, weil sie immer teilen? Das ist offenbar so und wird so bleiben, solange unsere Umlagesysteme die Kinderlosigkeit prämiieren. Viele Kinderlose sitzen am Braten und sehen die anderen nicht.

Das ist eine Frage der Wertevermittlung. Kann Wertevermittlung nicht auch in der Arbeitswelt oder der größeren Solidargemeinschaft namens Gesellschaft geschehen? Kaum, denn die Gesellschaft ist im Vergleich zur Familie ein Kollektiv ohne Gesichter, ohne Namen. Nur die Familie kennt die Person, hier wird die Konstante der persönlichen Beziehung lebendig, die Werte sichtbar macht und zeigt, wofür und für wen man sie lebt. Gesellschaft ist namenlose Sachgemeinschaft, sie erzeugt weder Liebe noch Solidarität, sie lebt aber von ihr. Dieser Unterschied ist wichtig heute. Ein Beispiel: Als Sachgemeinschaft ist die Gesellschaft auch dem Wandel der Arbeitswelt unterworfen. "Vor 25 Jahren noch", schrieb der amerikanische Soziologe Fitzhugh Dodson schon Mitte der siebziger Jahre, "bereiteten die Väter ihre Söhne auf ein Leben als Erwachsene vor, das dem ihren sehr ähnlich war. Unsere Kultur aber ändert sich mit solch einer Geschwindigkeit, daß dies nicht mehr möglich ist. Man weiß, daß von hundert Kindern, die heute auf einem Schulhof spielen, fünfzig Berufe ausüben werden, die heute noch gar nicht existieren. Die Väter können diese ihre Kinder also gar nicht auf ein Leben wie sie es führen vorbereiten. Der Wandel der Gesellschaft geht zu schnell voran." Konstant aber bleibt die persönliche Beziehung. Für sie zählt nicht, was der andere hat - Geld, Güter, Ideen -, sondern was er ist: Vater, Sohn, Mutter, Tochter, Freund - alles Menschen, Gesichter mit Namen. Für sie lebt man Solidarität.

Erziehung zu Gemeinsinn, zu Toleranz, Ehrlichkeit, Hilfsbereitschaft, Treue, Verantwortung - alles Tugenden, wovon Gesellschaft, Staat und Wirtschaft leben. Die Familie ist der gesunde Nährboden für die Sozialisierung der Person, das geistige Umfeld für das Hineinwachsen in die Gesellschaft. Es ist bezeichnend, daß - folgt man der wissenschaftlichen Literatur - "die Erzeugung solidarischen Verhaltens" als ein Grund für den verfassungsrechtlichen Schutz der Familie genannt wird. Es sei eine Leistung, die in der Familie "in einer auf andere Weise nicht erreichbaren Effektivität und Qualität" erbracht werde. Dennoch muß sie sich oft gegen die Politik behaupten. Die versprochene Kindergelderhöhung? Vergessen oder kein Geld in der Kasse. Das Familiengeld? Vergessen, am besten auch aus dem Programm streichen, meinen manche in der Union ungefragt. Die Urteile des Bundesverfassungsgerichts? Vergessen, denn wo kein Kläger, da kein Richter. Die Eigenheimzulage? Streichen für Eichel und Brüssel, spekuliert man in Berlin.

Es geht nicht um Almosen, es geht um Gerechtigkeit für eine erbrachte Leistung. Wenn aber von Leistungsgerechtigkeit für Familie die Rede ist, verhalten sich Politiker in Deutschland wie zwei der drei berühmten Affen: Nichts sehen, nichts hören. Und beim dritten Affen ist es umgekehrt. Statt schamvoll zu schweigen, reden sie unentwegt, natürlich die Großtaten ihrer jeweiligen Partei preisend. Aber das Jonglieren mit aktuellen Milliarden ist trügerisch. All die Maßnahmen der Parteien der letzten Jahrzehnte halten einem Vergleich der Kaufkraft nicht stand: Der Familienlastenausgleich machte in den sechziger Jahren rund 400 Arbeitsstunden pro Jahr aus, heute sind es weniger als 200. Während Löhne, Gehälter und Renten kräftige Steigerungen verbuchten, blieben die Leistungen für Familien weit zurück, so daß kinderreiche Familien heute zu den ersten Kategorien der Armen gehören. Jedes siebte Kind lebt in einem Haushalt von Sozialhilfeempfängern. Das wirkt auf junge Leute abschreckend, wenn es darum geht, Familie zu gründen. Ich wiederhole: Niemand wird gern freiwillig arm. Heute eine Familie mit mehreren Kindern zu gründen sei, so der Präsident der Caritas, ein sicherer Weg sich zu ruinieren. Es ist auf jeden Fall ein Abenteuer geworden. Der Sozialwissenschaftler Xaver Kaufmann sprach schon vor Jahren von der "strukturellen Rücksichtslosigkeit" gegenüber Familien. Das Steuer- und Umlagesystem gibt ihm recht. Der Staat habe, so sagen die Richter in Karlsruhe, den Schutz der Familie, mithin auch ihr Existenzminimum

zu gewährleisten. Das eben geschieht nicht. Eltern werden faktisch höher besteuert als Kinderlose. Denn ihre Unterhalts- und Existenzkosten, zu denen sie ja verpflichtet sind, werden zu gering veranschlagt, liegen unter dem Existenzminimum, weshalb Eltern seit Jahren Steuern für Einkommen entrichten, über das sie de facto gar nicht verfügen. Das entzieht dem Markt Kaufkraft da, wo sie tatsächlich gebraucht wird. Die Zahlen über den lahmenden Binnenkonsum in Deutschland haben hier eine, vielleicht die wichtigste Ursache. Die Gerechtigkeitslücke hat also auch konkrete konjunkturelle, wirtschaftliche Folgen.

Nun hat die Politik die Demographie entdeckt. Es fehlen ja schlicht die Kinder, die künftigen Beitragszahler. Zwar weisen seit mehr als zwanzig Jahren schon Experten auf die sozio-wirtschaftlichen Folgen des wachsenden demographischen Defizits hin. Gutachten wurden erstellt und Gegengutachten bestellt. Die maßgebliche Politik aber hat sich festgelegt. Nicht die Familie, das Zuhause für Kinder, der Ort wo die Voraussetzungen geschaffen werden, ist zu fördern, sondern die Frau. Sie soll beides, Kinder bekommen und in die Betriebe. Alle Parteien singen als Lösung das Hohelied der Vereinbarkeit. Vorfahrt für Wirtschaft und Beruf außer Haus. Man verweigert sich der Wahlfreiheit, Familienmanagement als Beruf - soweit denkt man selten. Vollmundig stimmt man in den Chor der Verfemung des Herdes ein, so als ob dieses arme Küchengerät Teufelswerk wäre. Familie ist da, wo ein Kühlschrank steht, heißt ein Bonmot. Aber es gibt kaum einen Ort der Erziehung, der markanter wäre als das regelmäßige gemeinsame Essen. Hier ist Kommunikation, hier entsteht emotionale Stabilität, hier wird Humankapital gebildet, hier wird auch Kultur weitergegeben. Es klingt vielleicht paradox: Aber das gemeinsame Essen am gedeckten Tisch ist eine Kulturtat.

Die Präsenz zu Hause ist konstitutiv für die Erziehung, sie ist aber auch ein Tabu-Thema. Präsenz zu Hause - da saust sofort das Fallbeil der Ideologie herab. Selbst die Präsenz der Eltern über den Kinderbetten wird kaum noch toleriert. Die fortgesetzte Diskriminierung von Hausfrauen und Müttern, wahre Unternehmertypen, ist abenteuerlich. Denn selbst Wirtschaftswissenschaftler haben den Wert der emotionalen Stabilität entdeckt und sie als eine Quelle ausgemacht, aus der das Humankapital sich speist. Das Humankapital ist mittlerweile zur wichtigsten, weil knapper werdenden Ressource der modernen Wirtschaft avanciert. Humankapital - das sind die grundlegenden Fähigkeiten des Menschen: Das Lernenkönnen, das Miteinander-Umgehen-Können, Ausdauer, nach Lösungen suchen statt zu jammern, Gefühle erkennen und einordnen, Vertrauen schenken ohne naiv zu sein, Alltagsprobleme meistern, es ist die soziale Kompetenz und die Fähigkeit emotionale Intelligenz zu steuern und viele Eigenschaften mehr. Das ist mehr als Wissen. Der amerikanische Nobelpreisträger Gary Becker, ein liberaler Ökonom, der den Begriff des Humankapitals in die Wirtschaft eingeführt hat, sagt es so: "Das grundlegende Humanvermögen wird in der Familie erzeugt. Die Schule kann die Familie nicht ersetzen". In einer Gesellschaft, die Familie strukturell behindert, wird das Humankapital zur Mangelware. Hier ist auch die schiefe Ebene zu erkennen, auf dem der deutsche Bildungs-Turm steht. Es geht längst nicht mehr nur um Werte. Wenn Wirtschaft und Politik sich weiterhin weigern, den Zusammenhang zwischen Familie und Humankapital zu sehen, dann laufen auch alle Reformen der Sozial- und Bildungssysteme ins Leere.

Auf Cocktailparties mit Geschäftsleuten und Diplomaten fragt man irgendwann nach dem Identitätsmerkmal Nummer eins: Dem Beruf. Liebe Hausfrauen und Mütter, geben Sie sich einmal auf so einer Party der feinen Leute zu erkennen, indem Sie sagen, ich bin Hausfrau und Mutter. Das ist fast so, als wenn Sie sagen würden, ich habe Lepra. Meine Frau und ich haben uns überlegt, daß das so nicht mehr weitergehen kann und bei der nächsten Party wurde wieder gefragt: "Und Sie, was machen Sie?" - "Ich bin mittelständische Unternehmerin." Es entspannt sich ein interessiertes Gespräch. "Wieviele Mitarbeiter haben Sie?" - "Zehn, gerade noch überschaubar." - "Ach,

interessant, als Frau. Da haben Sie doch sicher manchmal Probleme bei der Durchsetzung Ihrer Pläne?" - "Doch, gewiß, aber man muß eben auf jeden Mitarbeiter eingehen. Bei mir wird Mitbestimmung großgeschrieben. Das ist Management by everybody." - Sofort entwickelt sich ein Smalltalk, ein spannendes Gespräch über Unternehmensführung. Das Teilhaben, das Mitziehen, das Mittragen, das sollte jeden Mitarbeiter im Betrieb angehen. Entscheidungen fällen und Entscheidungen übernehmen heiße auch Gefühl für Verantwortung entwickeln. Natürlich jedem, wie er kann. Aber das gebe Motivation und fördere die Identifikation mit dem Unternehmen. Das schaffe Selbstwertgefühl und forme die Persönlichkeit. Was sie denn produziere, will man schließlich von meiner Frau wissen. Die Antwort: "Humanvermögen".

Erziehung ist mehr als Betreuung und mehr als Wissensvermittlung. Und das "mittelständische Unternehmen Familie" ist auch mehr als nur eine Keimzelle. Es ist der Motor der freiheitlichen Gesellschaft und diese ist die Grundlage der Wirtschaft, wie der eingangs erwähnte Hayek es auch sagt. Der frühere Verfassungsrichter Paul Kirchhof sieht die Staatsleistung für Ehe und Familie auch durchaus im Interesse des Staates selbst. Und das nicht nur demographisch, indem die Leistung auch geburtenfördernd sein soll, sondern auch für die freiheitliche Verfasstheit dieser Gesellschaft sei die Staatsleistung für Ehe und Familie geradezu existentiell. Er greift in diesem Zusammenhang gern auf Montesquieu zurück, der diese Kausalkette herstellte: Ohne Familie keine wirksame Erziehung, ohne Erziehung keine Persönlichkeit, ohne Persönlichkeit keine Freiheit. Und man könnte hinzufügen, ohne Freiheit keine Marktwirtschaft.

Wo Familienarbeit und Erziehung aber gering geschätzt werden und umsonst zu haben sind, da verfährt die Gesellschaft mit ihr nach dem Bonmot, das der Nationalökonom Friedrich List schon vor mehr als 150 Jahren aussprach: "Wer Schweine erzieht, ist ein produktives, wer Menschen erzieht, ein unproduktives Mitglied der Gesellschaft". Solches Denken führt in einen kollektiven Selbstmord, ohne Eklat, schleichend, aber mit demselben Ergebnis. Eine Gesellschaft, die, so der Trendforscher Professor Wippermann, sich mehr um Friedhöfe als um Kindergärten kümmere und es sich in einer enkelfreien Zone wohl ergehen lasse, trage den Hautgout der Endzeit.

Die Reihe derjenigen ist lang, die glauben, eine flächendeckende Ganztagsbetreuung sei das Ei des Kolumbus der gesellschaftlichen Problematik in Deutschland und damit auch für die Lösung der Probleme auf dem Arbeitsmarkt. Es ist nur ein Windei. Im Einzelfall mag ein größeres Angebot hilfreich sein, weil viele Frauen und Mütter arbeiten müssen, um die Familie über die Runden zu bringen. Aber für das Kind selbst kann die Krippen- und Horterfahrung psychologische Folgen von einiger Tragweite haben. Die Hirnforschung in den USA oder auch die neuere Kinder- und Jugendpsychologie legen immer stärkeren Wert auf die emotionale Stabilität der ersten Jahre. Pestalozzi hat das, was das Kind braucht, schon früher in seinen drei großen Z zusammengefasst: Zeit, Zuwendung, Zärtlichkeit. Das kann keine Krippe, kein Hort so gut bieten wie eine Mutter.

Sicher: Das Leben ist nicht immer ideal, der gute Wille oft auch eine Frage der Organisation. Es muß Möglichkeiten geben, die Folgen der Fremdbetreuung abzufedern. Wenn zum Beispiel die Unternehmen selbst die Vereinbarkeit erleichterten, indem sie etwa Betriebskindergärten, Wasch- und Bügelräume sowie kleinkindgerechte Kantinen einrichteten, dann würde die Motivation vieler Mütter erhöht und damit auch die Leistungskraft. Die Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsarbeit findet nicht nur in der Familie statt, ihr Ort ist auch der Betrieb. Hier sollten sich die Arbeitgeberfunktionäre, die sich wegen des demographischen Defizits zu recht Sorgen machen über den absehbaren Mangel an qualifizierten Arbeitskräften, zunächst mal selber an die Nase fassen und nach neuen Wegen und Lösungen suchen. Es muß nicht immer der Staat sein. Es lohnt sich, darüber nachzudenken, und dieses Nachdenken ist sogar dringend

geboten. In einem Interview wies Familienministerin Renate Schmidt erst vor ein paar Monaten darauf hin, daß nur ein Prozent der Betriebe in Deutschland über einen Kindergarten oder eigene Betreuungseinrichtung verfügt. Schmidt wörtlich: "Das ist zu wenig. Gerade die Firmen, in denen unübliche Arbeitszeiten herrschen, sollten Babysitterdienste anbieten. Kleinere Unternehmen könnten sich zusammenschließen und Betreuungsmöglichkeiten gemeinsam anbieten.(...)Und es muss Karrieremöglichkeiten für Arbeitnehmer geben, die einige Jahre für die Kindererziehung erbracht haben und dann wieder an die Arbeit gehen". Das sei im eigenen Interesse der Unternehmen.

Motivation zur Arbeit und Identifikation mit dem Unternehmen sind emotionale Faktoren. Mütter im emotionalen Stress begreifen den Job außer Haus und die Arbeit zuhause oft eher als Konflikt denn als Ergänzung oder Teile eines Ganzen. Dieser emotionale Faktor wird in Deutschland gerade erst entdeckt und zwar für die Leistungsbereitschaft in der Schule. Wirtschaft und Gewerkschaften liegen hier noch weit zurück, ihre Verbände erweisen sich als Dinosaurier der Arbeitswelt. Die Beispiele anderer Länder in Europa (Frankreich, Skandinavien, Österreich) zeigen, daß die Vereinbarkeit machbar ist und auch nicht immer auf Kosten des Kindes geht.

Der Schlüsselbegriff ist die Zeit. An ihrer Teilung kommt man nicht vorbei. Ihre Teilung ist auch nicht nur formal und numerisch zu sehen. Persönlich mehr Zeit für die Kinder zu haben und sie mit ihnen zu verbringen, bringt auch mehr Zufriedenheit, mithin mehr Motivation und Freude an der Arbeit außer Haus.

Wo aber Politik und Wirtschaft versagen muß sich die Familie selbst helfen. Sie kann sich in der Tat am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen, indem sie sich organisiert. Das Internet macht es heute, anders als zu Zeiten von Friedrich List oder Pestalozzi, durchaus möglich. Sie müsste sich dazu als Wirtschaftsfaktor sehen und organisieren. Ihre Masse ist eine Marktmacht. Damit kann sie Zeit und Geld gewinnen. Diese Masse müsste nur zusammengeführt und als Nachfragefaktor erkannt und in das Marktgeschehen eingeführt werden. Masse ermöglicht Preissenkung ohne Gewinnverzicht. Eine elektronische Einkaufsstraße mit entsprechenden Anbietern - Kleidung, Versicherungen, Autos, Räder, Sportartikel, Haushaltsgeräte, Möbel, Spielzeug, Schulmaterial, Kinderbücher und alles, was man im Leben einer Familie so braucht - ist kein Ding der Unmöglichkeit, sondern eine Frage des Marktes und der Kriterien für den Zugang zu diesem Sonderfamilienmarkt. Politik ist unser Schicksal, meinte Napoleon. Ein Jahrhundert später konnte Rathenau korrigieren: Wirtschaft ist unser Schicksal. Heute kann man angesichts des demographischen Wandels und der damit verbundenen Probleme für Politik und Wohlstand sowie der Erkenntnisse über die Bildung von Humanvermögen sagen: Familie ist unser Schicksal. Und das liegt in unseren Händen.

Auf die Politik kann man sich nicht mehr verlassen. Jedenfalls nicht auf die Generation, die heute an der Macht ist. Während die "Generation Kohl" familienvergessen war, ist die heutige, die man gelegentlich noch die 68er nennt, nahezu familienverachtend. Das würde sich schlagartig ändern, wenn es ein Familienwahlrecht gäbe, wofür manche Politiker eintreten - junge und alte - und wenn die Familien auf dem Markt als eigene Größe aufträten.